

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 39.

Wiesbaden, den 24. December 1896.

III. Jahrgang.

Die Maul- und Klauenseuche.

Von C. v. Bockum-Dolffs pract. Thierarzt.

Die Maul- und Klauenseuche ist eine unter den Vieberkrankungen und dem Klauenvieh vorkommende eigenartige schnell verlaufende Infektionskrankheit, sie verbreitet sich ungemein rasch als Seuche, und wenn ihr Verlauf, ihr Charakter auch gutartiger Natur ist, so schlägt sie doch schon seit Jahren unserem Vaterlande, besonders der Landwirtschaft, schwere Verluste, die jährlich auf „Millionen“ zu berechnen sind. Der Verlust entsteht weniger durch directe Todesfälle beim Vieh, als durch den Verlust von Milch, Fleisch, Störung resp. gänzliche Aufhebung von Handel und Wandel und durch die das Gesetz bedingte Sperrmaßregeln. Trotz unseres Seuchengesetzes, trotz unserer guten Veterinärpolizei, trotz aller Grenzsperrn und scharfen unter Strafe gestellten Vorschriften, hat man es nicht vermocht, dem Umsichgreifen der Seuche Halt zu gebieten, wie es unseren thierärztlichen Instituten und den Gelehrten sämmtlicher Disciplinen der Naturwissenschaften, trotz allen ernsten Strebens und wissenschaftlichen Forschens, ohne Rücksicht auf den Kostenpunkt, nicht gelungen ist, den bestimmten Ansteckungsstoff zu ermitteln und zu isoliren. Unsere Staatsregierung hat in richtiger Würdigung der großen Verluste überall mit allen zu Gebot stehenden Mitteln die Bekämpfung und Tilgung der Seuche — leider bis heute — vergeblich zu bekämpfen gesucht und große Freude hat es in den Kreisen der Landwirthe hervorgerufen, als man las, daß zu Untersuchungen über die Maul- und Klauenseuche im Reichshaushalt für 1897/98 für das Kaiserliche Gesundheitsamt 3500 M. ausgeworfen worden sind.

Es wird eine Versuchstation zur gründlichen Erforschung der Seuche eingerichtet werden. Es sollen an 120 Rindern und 100 Schweinen Versuche zur Ermittlung des Krankheitsregens und eines geeigneten Heilverfahrens angestellt werden. Es ist dieses nicht nur aber von der Landwirtschaft freudig zu begrüßen, sondern von jedem Milchconsumenten, da bekanntlich die Seuche durch den Genuß ungelochter Milch auch auf Menschen übertragbar, und Kindern besonders solchen, die noch mit der Flasche erzogen werden, oft todbringend ist. Es hat diese Seuche nun auch unseren engeren Heimathsbezirk erfaßt, selbst Milchwirthschaften unserer Stadt und Umgebung sind nicht verschont geblieben, es dürfte daher für Jedermann interessant sein, Näheres über die Seuche zu erfahren, die gewisse Fingerzeichen und Vorsichtsmaßregeln, selbst wo man den eigentlichen Krankheitsregens noch nicht kennt, von großem Nutzen werden können.

In erster Linie erkrankt an dieser Seuche Rind, Schaf, Schwein, Ziege; seltener Pferde, Hunde, Katzen und Geflügel; relativ häufig inficirt sich der Mensch. Auch alle wild lebenden Zweifelhäuser, z. B. Dirsche, Rehe, Damwild, Gamsen, sowie die wilden Vieberkrankungen der zoologischen Gärten können an dieser Seuche erkranken, und ein Ueberstehen derselben verleiht keinen Schutz für Vieberkrankung, ja es sind sogar Fälle bekannt, wo ein und dasselbe Stück Vieh in einem Jahre wiederholt an der Maul- und Klauenseuche erkrankte. Bekannt ist die Seuche seit Jahrhunderten und hat nach sicheren geschichtlichen Ueberlieferungen seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts in Deutschland, Frankreich, Italien und anderen Ländern Europas wiederholt in größter Verbreitung geherrscht.

Es haben Verbreitungen der Seuche zu allen Jahreszeiten und unter der verschiedensten Witterungs-Beschaffenheit stattgefunden, und Höhenlage, Bodenbeschaffenheit und andere lokale Bedingungen haben sich ohne Einfluß auf die Seuche erwiesen. Je mehr sich nun im Laufe der Jahre das Verkehrsnetz erweitert hat, der Verkehr lebhafter und schneller geworden ist, je ausgebildeter, kann man sagen das Eisenbahnnetz eines Landes ist, und so schneller greift die Seuche um sich, denn sie folgt meistens den Verkehrsbahnen. Die Ansteckung wird namentlich durch Eisenbahnwaggons, Gaskammern, Ausspannungen, Viehmärkte, Händler, Thierärzte, Wärter u. verbreitet wie auch Raufutter, Streu, Dünger aus inficirten Orten und Gefösten, gemeinschaftliches Tränken, Weiden die Ansteckung vermittelt. In ein und demselben Stalle findet ferner eine directe Ansteckung durch gegenseitiges Beledern der Thiere, durch Einathmen der mit der krank-

machenden Potenz geschwängerten Luft, außerdem indirect durch das Dienstpersonal, namentlich beim Melken. Der Ansteckungsstoff ist ein Contagium und ist enthalten in der Flüssigkeit der Blasen, die sich bei der Krankheit bilden, im Secrete der Geschwüre, im Speichel, in der Milch, in den Entleerungen der Blase und des Darmes, in der ausgeathmeten Luft, wie in der Gesamtausbünstung des Körpers. Die Lebenskraft, die Widerstandsfähigkeit des Contagiums ist eine sehr bedeutende; monatelang behält es seine Ansteckungskraft, in einem Stalle, besonders im Dünger soll diese sich bis auf ein ganzes Jahr erstrecken. Im Allgemeinen ist die Sterblichkeit gering, doch kommen Seuchengänge vor, wo die Krankheit tödtlich wird, sich im Körper verallgemeinert, besonders Magen und Darmkanal stark in Mitleidenhaft zieht und da sind auch leider Todesfälle nicht selten. In diesem Jahre und besonders in hiesiger Umgegend, hat die Seuche verhältnismäßig viele Opfer geopfert.

Betrachten wir zunächst jetzt das Krankheitsbild beim Rinde. Die Krankheit setzt sich zusammen aus dem Auftreten von Blasen und Geschwüren auf der Mundschleimhaut, sowie an den Fußenden, der Klauenpalte und dem Rande der Krone, bisweilen auch am Euter. Treten die Blasen und Geschwüre nur in der Mundhöhle auf, so spricht man nur von „Maulseuche“, treten sie nur an den Fußenden auf von „Klauenseuche“; in der Regel sind beide Formen vergesellschaftet. Bezüglich der Anzeigensymptome und dem Verhalten vor dem Seuchengesetz bleibt es sich gleich, welche Form vorliegt, sie sind gleicher Weise gemeingefährlich. Die Krankheit beginnt nun immer mit einem Fieber. Die Thiere stehen matt, mit gesenktem Kopfe, sie liegen gern und viel, zittern oft, und wenn man jetzt die innere Temperatur mißt, findet man sie erhöht. Die Temperatur wird bei Thieren im Mastbarm gemessen, dieser muß vorher mit der Hand entleert werden, und sie beträgt beim Rinde normal im Mittel 38—39,5 ° C; über letzteren Punkt stehend, ist fieberhaft. Nach kurzem Zittern und Frost stellt sich Hitze ein, besonders bemerkbar an den Ohren und Flogmaul und in der Mundhöhle. Bei einem gesunden Rinde ist das Flogmaul kühl und feucht, man sieht Tropfen auf demselben stehen, bei einem fieberkranken Rinde wird das Flogmaul (Nasenspiegel) trocken, warm, rissig. Nach 12—24 Stunden, selten später, erscheint eine rothige Entzündung im Munde oder an den Fußenden; Lippen, Zungen schwellen ganz mächtig an, Freßlust läßt nach, Wiederkauen wird zögernd und ununterbrochen, Thiere treten von der Krippe zurück, es stellt sich reichliches Speicheln und Geisern ein und die Milch versiegt. (Fortsetzung folgt.)



Erster Fußbeschlag der Fohlen.

„Jung gewohnt — alt gethan.“ Dieses gute Sprichwort, welches so mannigfache Anwendung auf die landwirthschaftliche Praxis finden kann, es ist wohl von Niemand so zu beherzigen wie vom Pferdezüchter. Was bei der Fohlenaufzucht in der Jugend vernachlässigt oder verlehrt gemacht wird, kann beim erwachsenen Gaul nur sehr schwer oder gar nicht nachgeholt, nie wieder gut gemacht werden. Greifen wir einen Punkt aus den vielen, welche bei der Aufzucht zu beherzigen sind, heraus: die Vorbereitung der Fohlen auf den ersten Beschlag. Nur zu häufig ist ein Beschlagen der Fohlen ohne Gewaltmaßregeln kaum möglich. Die Anwendung letzterer macht die Sache meistens aber nicht besser, sondern schlimmer, und ehe man sich versteht, hat ein Thier Untugenden angenommen, welche seinen Werth beträchtlich beeinflussen. Wunder darf man dies auch nicht nennen, wenn man bedenkt, daß die Fohlen nur in Ausnahmefällen auf den Beschlag vorbereitet werden. Das Berühren und Belutschen der Füße seitens der Menschen ist den Thieren gänzlich ungewohnt, und andererseits werden oft Stellungen von den Thieren verlangt, die ihrem Körperbau durchaus widersprechen. Man suche daher schon in früher Jugend die Fohlen daran zu gewöhnen, daß man sie an die Beine faßt; man streiche ihnen zunächst nur leicht mit der Hand an diesen entlang, suche dann nach

und nach den einen und den andern Fuß zu heben, zunächst nur wenig, dann mehr und mehr, bis man die beim Beschlag nöthige Stellung erreicht hat. Besonders auch ein Reinigen der Hufe, verbunden mit leichtem Klopfen, trägt sehr zur allmählichen Gewöhnung an die Beschlagoperation bei. Beim Beschlagen hebe man die Füße nicht zu hoch, wozu der Aufhalter stets neigt, da die Stellung für ihn bedeutend bequemer ist. Besonders wenn der Aufhalter ein großer Mann ist, wird gegen diese Regel verstoßen. Man ziehe die Beine ferner niemals nach auswärts, weil hierdurch dem Thier das Gleichgewicht genommen wird, man es geradezu zwingt, sich der verlangten Stellung mit Gewalt zu entziehen. Auch ein langes Aufhalten eines Beines ist verwerflich, weil die Thiere ungeduldig und unruhig werden. Man lasse das Bein zeitweilig hinsetzen oder wechsle mit der Arbeit derart, daß man z. B. zunächst die Hufe nacheinander auswirft, dann beschlägt. Schläge und rohe Behandlung sind unter allen Umständen zu vermeiden; sie sind im Stande, ein Pferd zu verderben, daß es sich niemals wieder ohne Gewaltmaßregeln ein Eisen auflegen läßt.



Allerlei Praktisches.

— Beseitigung der Warzen an den Eutern der Kühe. Nachdem ich, so schreibt ein Leser unseres Blattes, Thujatinktur wiederholt vergeblich angewendet hatte, um die Warzen am Euter meiner Kühe zu beseitigen, gebrauchte ich concentrirte Essigsäure (acidum aceticum cenor), indem ich damit die Warzen täglich zwei Mal mit einem Pinsel bestrich. Nach wenigen Tagen schrumpfte die Hornhaut ein, löste sich und nach Verlauf von 8—14 Tagen war der Euter ganz rein geworden. Thierärztlicherseits wird zu gleichem Zwecke die Monochlor-Essigsäure, welche bei Warzen eine überraschende Wirkung haben soll, empfohlen. Bei Anwendung beider Säuren ist es jedoch erforderlich, daß man vorsichtig nur die Warze befreit, und nicht die freie Stelle des Euters berührt, sonst löst sich auch da die Haut ab.

— Welche Krankheiten werden mit Rothlauf bei den Schweinen verwechselt und wodurch unterscheiden sich diese von letzteren? Diese Frage ist bei der großen Sterblichkeit für jeden Schweinezüchter von großer Wichtigkeit, weil es sehr häufig vorkommt, daß Schweine, welche mit rothen Flecken behaftet sind, für „rothlaufkrank“ gehalten, und in dem Glauben, sie seien doch nicht zu heilen, getödtet werden. — Bei diesen Krankheiten, wo eine Rothfärbung der Haut oder röthliche Flecken vorhanden sind, unterscheidet man drei wesentlich verschiedene Krankheiten, nämlich: Bläschenauschlag, Rothlauf und die Schweineseuche. Bläschenauschlag ist eine nur in den oberen Schichten der Haut sichtbare Hautentzündung, die in Gruppen oder in vereinzelten runden, harten und scharf begrenzten Flecken hervortritt. Gewöhnlich erreichen die Bläschen die Größe eines Einmarkstücks und befinden sich an beiden Seiten des Rückens, selten an den Ohren, und zwar an der Hautoberfläche. Schneidet man sie mit einem scharfen Messer durch, so tritt eine bläurothe Flüssigkeit heraus, ein Beweis, daß hier von einer Infektionskrankheit keine Rede sein kann. Nach Verlauf von etwa drei Tagen verschwinden die Flecken, falls gleich die erforderliche Behandlung eingeleitet wird. Bei späterer Behandlung trocknen die Bläschen aus und hinterlassen Schorfen, die man gewöhnlich mit Quaddeln bezeichnet. Es kommt aber auch vor, daß in Folge Vernachlässigung der Behandlung größere oder kleinere Hautpartien brandig absterben. Beim Bläschenauschlag ist eine geringfügige, kaum sichtbare Hautanschwellung vorhanden, die in Folge Störung der Zellgewebe in der Oberhaut hervorgerufen wird. Die Thiere fiebern unmerklich, zeigen verminderten Appetit, sind weniger munter, lassen den Schwanz schlaff herunterhängen und bekunden Saustlust; der Stuhlgang ist unterdrückt.





Erscheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

Frei-Beilage zum
„Wiesbadener General-Anzeiger.“



No. 51.

Wiesbaden, den 24. December 1896.

I. Jahrgang.

Jimmy's Weihnachtsgeschenk.

(Original - Feuilleton des „Wiesbadener General-Anzeigers“.)
Von Robby Jones.

(Nachdruck verboten.)

Ein verrückter Kerl war er der Jimmy von jeher und das wissen alle die ihn kennen. In dem Jahre aber war er ganz besonders verrückt, und 's ist auch kein Wunder, war er doch verliebt, und zwar verliebt in das reizendste, entzückendste, herrlichste, vollkommenste Mädchen das es gibt, so wie alle Mädels in die man gerade verliebt ist, immer die reizendsten, entzückendsten, herrlichsten und vollkommensten sind, bis . . . na, bis man eines Anderen, keineswegs aber eines Besseren belehrt ist.

Jimmy also — und das ist die Hauptsache, war in jenem Jahre ganz besonders verrückt und das zeigte sich an jenem Weihnachtsabende in ganz hervorragender Weise, jenem Abende, den er natürlich in der Familie seines Bräutigams zubrachte, das er in zwei Monaten als sein gutes, liebes, herziges Weibchen heimführen sollte, heim, in sein Haus.

Schon vor der Bescherung rieb er sich nämlich in der verschämtesten lustigsten Weise die Hände, küßte sein süßes Mädel noch öfter ab als sonst, tanzte und sprang herum und war ganz ausgelassen.

„Aber Jimmy, so sei doch vernünftig . . . was ist denn, was hast Du denn?“

Er aber: „Was ich hab. Nichts. Freu mich nur unbändig, aber ganz unbändig über das was ich Dir gebe.“

„Ist es so hübsch?“

„Wunderhübsch und Augen wirst Du machen . . . Augen . . . ach, auf so eine Überraschung warst Du nicht gefaßt, auf so eine nicht.“

„Was ist es denn, Jimmy?“ schmeichelte sie.

„Ja“, zuckte er mit den Achseln, „das errathest Du nie. So groß ist es, so lang, so breit, so dick“ und er zeigte mit Armen und Händen ganz unmögliche Dimensionen an.

„Ach Unsinn“ schmolte sie. „Sag's mir doch.“

Er aber lachte: „Wirst es schon sehen, wirst es schon sehen.“

Und eine Stunde später sah sie es wirklich.

Sah alles, was sie bekommen hatte. Die herrlichsten Sachen von ihrem Vater, von ihrer Mutter. Ein funkelndes Collier mit glitzernden Steinen von ihm, von Jimmy und — noch etwas — eine Kiste. Eine ganz gewöhnliche, große, unförmliche, roh gezimmerte Kiste, vernagelt, gebunden, gestegelt. Und oben drauf ein Zettel:

Meiner Kitty.

Weihnachten 1895.

„Erst in einem Jahre zu öffnen.“

Und Jimmy lachte sich halbtodt über das verdukte Gesicht Kittys.

„Hahaha, siehst Du, ich sagte es ja, Du wirst Augen machen, hahaha . . . Ist das 'ne U. Überraschung, ja! Aber ja nicht öffnen vor einem Jahr. Mein Kitty, das mußt Du mir versprechen, sonst nehm ich die Kiste gleich wieder mit. Also!“ und er streckte Kitty seine Rechte entgegen.

„Nein“, sagte Kitty. „Ich will sehen was drin ist.“

„Nichts da, da wird nichts drauß“ und Jimmy stürzte auf die Kiste los und suchte sie hinauszuschieben. Kitty aber lachte.

„Dah nur“, sagte sie, „ich will ja das eine Jahr warten.“

„Wort drauß?“

„Wort drauß.“

Und der Pakt war geschlossen.

„Jimmy darfst du nachsehen?“ fragte Kitty aber schon nach fünf Minuten.

„In einem Jahr.“

„Jimmy . . . ja . . .?“

Er aber fest: „In einem Jahr“ und dabei bliebs. Weihnachten war längst vorüber.

„Jimmy, darfst du nachsehen?“ hatte Kitty immer und immer wieder gefragt, jeden Tag zwei, dreimal. Endlich aber fragte sie nicht. Und's war auch begreiflich. 'S war ja an anderes zu denken, an Wichtigeres, an Heirath . . . an Hochzeit.

Und nach der Hochzeit, da . . . da nahm das Glück die Beiden so sehr gefangen, daß vielleicht keiner an die Kiste mehr dachte bis — bis wieder Weihnacht kam.

„Jimmy“, sagte Kitty am Weihnachtstage, „weißt Du, daß ich noch die Kiste habe?“

„Welche Kiste?“ fragte Jimmy unschuldig wie ein Lamm.

„Deine. Dein Geschenk von vorigem Jahr.“

"Richtig", rief Jimmy und ließ einen Blick über die Gestalt seiner Frau gleiten. "Aber laß nur, wer weiß, ob's Dir heute noch Freude macht."

"O doch."

"Na", meinte er lachend, "wenn Du willst."

Und als die Klingel läutete und Kitty in das Zimmer hineinstürzte, in welchem Jimmy sich nicht hatte nehmen lassen, ihr aufzubauen, da . . . da standen die Herrlichkeiten alle, die Jimmy ihr einbeschert, und mitten drin, mit rothen und blauen Bändern geschmückt, sie — die Kiste.

Die Kiste vom vorigen Jahr.

"Sagst Du nun jetzt, was darin ist?" fragte ihn Kitty.

Statt aller Antwort aber überreichte er ihr gravitätisch einen Hammer und einen Meißel. Und nun, nun ging's an das Öffnen.

Wie ihre Wangen sich rötheten, wie ihre Augen bligten, wie ihre Arme sich abmühten, den Deckel zu öffnen! Sie war reizend, so reizend, daß Jimmy sich nicht satt sehen konnte an ihr und sie wer weiß wie oft umschlang und an sich zog, um sie zu küssen.

Sie aber wehrte ihn ab.

"Laß mich, Du weißt ja, ich habe zu thun."

Und nun ächzte das Holz, nun krachte der Deckel, nun knackte und knackte es in der Kiste, und jetzt — o jetzt ging der Deckel schon auf.

Papier. Wieder Papier. Das flog aber achlos heraus. Und nun:

Ein Schrei der Ueberraschung! was da lag . . . Nein, ihr erräthet es nie. Das kann aber nur Jimmy thun, nur ein Mensch, der so verrückt ist wie er.

Gembchen, Lätzchen, Höschen, Wickelbändchen und was weiß ich. Eine ganze Kinderausstattung, aber was sage ich, eine, zwei. Die eine blau, die andere rosa, und so reizende Sachen, so reizend . . .

Kitty aber starrte nur so fassungslos darauf.

"Nun", fragte Jimmy, "freust Du Dich nicht!" und er fragte so kleinlaut, so komisch, so . . . daß sie hell auflachen und ihn um den Hals fallen und ihn abküssen mußte, den guten, närrischen Jimmy, und dann lachten beide, und er riß ein Stück heraus aus der Kiste, ein Wickelbättchen und nahm es in den Arm und tanzte damit herum.

Sie aber lachte nicht mehr. Sie sah auf ihn hin und eine Thräne trat in ihr Auge. Er aber das sehen und das Wickelbett hinwerfen, war eins.

"Weinst Du, Kitty, ist Dir nicht wohl?"

Sie aber nickte unter Thränen.

"Und brauchen können wir's ja."

"Aber welches, das rosa, oder das blaue? Na, welches es auch sei, brauchen werden wir beide. Das andere — hebst Du Dir für nächste Weihnachten auf."



Mina's Bruder.

Humoreste von John Griffith.

(Nachdruck verboten.)

"Mein lieber Gordon, ist das eine Ueberraschung, Dich wiederzusehen! Wann bist Du angekommen und was hast Du in der ganzen Zeit getrieben?"

"Ach, die unglaublichsten Dinge — von denen ich Dir nicht so schnell Rechenschaft ablegen kann. Erst gestern Morgen bin ich nach England und in die Zivilisation zurückgekehrt. Aber setze Dich, Charlie, und erzähle mir Alles, was sich während meiner Abwesenheit zugetragen hat."

Charlie Spencer nahm in einem Lehnstuhl, der an dem geöffneten Fenster des Klublokals stand, Platz.

Sein Freund, Gordon Halford, war noch ein junger Mann, doch die jahrelangen Reisen in fernen Ländern hatten seine Gesichtsfarbe gebräunt und einzelne Silbersträhnen in sein Haar gestreut, nur der freundliche Ausdruck in seinen offenblickenden Augen war unverändert geblieben.

"Du reistest damals so plötzlich ab", sagte Spencer, "niemand ahnte weshalb. Wo warst Du? Hast Du viel Interessantes erlebt und gesehen?"

"Das wohl", antwortete Halford zögernd, "es ist doch immer dieselbe Geschichte mit dem Reisen ohne Zweck und Ziel. Aber bitte, mein Lieber, erzähle mir, was sich in der Zeit ereignet hat."

"Ach, die gewöhnlichen Klaudale, die gewöhnlichen Liebesgeschichten und Heirathen. Erinnerst Du Dich übrigens der kleinen Nina G . . ., der Tochter des alten Generals G . . .?"

"O ja", antwortete Halford etwas gedehnt. "Ich erinnere mich ihrer sehr wohl. Ich kannte sie — ziemlich genau."

"Beim Jupiter! Jetzt fällt mir ein, daß Du einmal ganz verliebt in sie warst, mein alter Junge", rief Charles Spencer aus. "Ja, es hat mancher von uns eine kleine Herzensgeschichte zu überwinden."

"Was jedoch nicht immer glückt", antwortete Halford mit leisem Seufzer. "Bitte, erzähle mir von der kleinen Nina G . . .!"

"Du weißt wohl, daß der Alte gestorben ist?"

"Nein, ich bin zu lange fort gewesen."

"Nun wohl; nachdem er seine Ländereien vorthellhaft verkauft hatte, lebte er noch mehrere Jahre ziemlich zurückgezogen und hinterließ bei seinem Tode ein ziemlich beträchtliches Vermögen. Er hatte nur zwei Kinder, wie Du weißt, Nina und den armen Reginald. Du wirst Dich vielleicht, wie das Schicksal des jungen Mannes in vollständiges Dunkel gehüllt blieb, bis man schließlich Beweise gefunden zu haben schien, daß er mit der verunglückten Expedition umgekommen sei. Der alte General wollte es trotzdem nicht glauben; seine Liebe für Reginald, seinen einzigen Sohn, ging so weit, daß er der Tochter sein Vermögen nur mit der Bestimmung hinterließ, daß sie es ganz und gar an den Bruder abtreten müßte, wenn er möglicherweise wieder auftauchen sollte. Es ist aber wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Reginald jemals zurückkehrt, um Nina des Vermögens zu berauben."

"Das glaube ich wohl auch. Die kleine Nina ist also eine reiche Erbin?"

"Ja", antwortete Charlie etwas verstimmt, "und sie theilt das Schicksal aller reichen Erbinnen."

"Wie meinst Du das?"

"Oh, man hat sie dem ersten besten Glückritter, der ihr in den Weg trat, geopfert. Es thut mir leid um sie; er ist ein schlechter Mensch. Aber sie vertraut ihm und glaubt, er liebt sie um ihrer Person willen."

„Wer ist es, kennst Du ihn?“

„Nein er tauchte auf, als Du abgereist warst. Er soll in großer Geldverlegenheit sein und seine zahllosen Gläubiger auf die Hochzeit verdrängen. Die arme Nina ist verloren — aber sieh! — wenn man vom Wolf spricht — da ist er.“

Gordon warf einen flüchtigen Blick auf den eintretenden Herrn, den Spencer ihm bezeichnete — es war eine hochgewachsene schöne Gestalt in elegantem Anzuge.

„Das ist er,“ flüsterte Charlie. „Ralph Gaunt, kennst Du ihn vielleicht?“

„Nein, ich habe ihn nie gesehen,“ erwiderte Gordon, indem er aufstand, um mit seinem Freunde das Lokal zu verlassen.

„Ich möchte sie gerne wiedersehen,“ murmelte Gordon Halsford bei sich selbst. „Warum auch nicht? Einst glaubte ich ihre Liebe zu besitzen, vielleicht betrog ich mich — jetzt ist es auf alle Fälle vorbei. Ich werde sie wiedersehen.“

Er stieg die Stufen empor und zog die Glocke.

„Fräulein G. . . ist noch nicht zu Hause, mein Herr, doch kann sie jeden Augenblick zurückkehren. Be- liebten Sie einige Minuten zu warten?“

Ja, er wollte warten und ließ sich in das kleine trauliche Wohnzimmer führen. Ruhig schritt er einige Male auf und ab. Da gewahrte er auf einem kleinen Tische ein Porträt Ninas. Ein heißer Wunsch stieg in ihm auf es an seine Lippen zu drücken, doch im nächsten Augenblick fuhr er zurück, als eine Stimme hinter ihm ertönte.

„Wie in des Teufels Namen dürfen Sie das wagen, mein Herr?“

Er wandte sich dem Sprecher zu — es war Ralph Gaunt, der ihn herausfordernd musterte.

„Ich weiß nicht, welches Recht Sie zu der Frage veranlaßt?“ entgegnete Halsford mit großer Ruhe.

„So wissen Sie vermutlich nicht, da diese Dame meine Verlobte ist,“ antwortete der Andere. „Wer sind Sie denn eigentlich, wenn ich fragen darf?“

Einer plötzlichen Eingebung folgend, die er sich später selbst nicht erklären konnte, reichte Gordon Halsford seinem Gegenüber lächelnd die Hand.

„Nein lieber Freund, wie freue ich mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Sie brauchen nicht eifersüchtig zu werden; ein Bruder hat wohl das Recht, das Bild seiner Schwester zu küssen.“

„Ihr Bruder!“ rief Ralph Gaunt und zuckte zusammen.

„Nicht wahr, es kommt Ihnen überraschend. Ich langte erst gestern hier an. Alle hielten mich für todt. Für Nina wird mein Erscheinen freilich nicht ganz angenehm sein, da sie dadurch ihr Vermögen verliert.“

Ralph schwieg, aber seine Hände zitterten.

„Natürlich,“ fuhr Halsford fort, „braucht sie sich persönlich nicht zu sorgen. Welche Freude, daß sie Jemand gefunden, der sie liebt und der sie schützen wird!“

„Behält Ihre Schwester gar nichts?“ fragte Gaunt.

„Nichts weiter, als was ich ihr gebe. Doch wozu? nun hat sie ja ihren Versorger.“

„Ich . . . ich glaube, ich bin nicht im Stande dazu. Das Ganze war ein Mißverständniß. Meine Familie wird nicht darauf eingehen — glaube ich; ich . . . ich

besitze selbst sehr wenig und ich bin gewiß, daß Ihre Schwester nicht verlangt . . .“

„Nein Herr!“ rief Gordon zornig aus. „Sie werden doch ihr Wort nicht brechen? Ich erlaube nicht, daß Jemand mit dem Glück meiner Schwester spielt, das sage ich Ihnen! Entweder handeln sie wie ein Mann — oder Sie werden von mir hörn!“

Ralph Gaunt fühlte sich sehr unbehaglich bei diesen Worten.

„Sie werden mich nicht zwingen können, mein Versprechen einzulösen,“ stotterte er, „und Ihre Schwester erwartet sicherlich nicht, daß Jemand unter solchen Umständen sein Gelöbniß hält.“

„Als war es ihr Geld, das Sie heirathen wollten?“

„So nehmen Sie es an. Sie sind ein Weltmann und wissen, oder müßten wissen, welche kleine Rolle in den meisten modernen Ehen die Liebe spielt. Als ich Ihre Schwester kennen lernte, war sie reich — heute ist sie arm. Nun frage ich Sie . . .“

„Ich kann also den Schluß daraus ziehen, daß Sie sie nie geliebt haben?“

„Ich . . . ich . . .“ stammelte Ralph Gaunt verwirrt . . .

Eine helle Stimme ertönte hinter ihnen:

„Bemühen Sie sich nicht, es zu beschwören, Herr Gaunt,“ sagte Nina, indem sie ins Zimmer trat und Halsford freundlich die Hand reichte. „Zufällig war ich unfreiwillige Zuhörerin Ihres Gespräches — und ich fange an zu verstehen! Herr Halsford, ich bin Ihnen unendlich dankbar!“

„Aber,“ stammelte Ralph Gaunt, ist der Herr nicht Ihr Bruder?“

„Nein, sicher nicht,“ erwiderte Nina. „Er ist mein lieber, alter Freund, Herr Gordon Halsford. Ich fürchte, es war ein Mißverständniß, Herr Gaunt. Wollen Sie die Güte haben, uns jetzt zu verlassen?“

Mit halbblauem Gesicht verließ der vernichtete Mann das Zimmer. Halsford ergriff Ninas Hand.

„Es thut mir unendlich leid, Ihnen diesen Kummer bereitet zu haben,“ sagte er, als er in das traurige Ant- litz des jungen Mädchens sah.

„Ich kann Ihnen nicht genug dafür danken. Weiß- halb blieben Sie so lange fort?“

„Sie wissen es nicht?“ erwiderte er weich.

„Werden Sie mich nicht wieder verlassen?“ flüsterte sie zaghaft. Und . . .

Seine Antwort befriedigte sie.



Allerlei Typen aus der Gesellschaft.

1. Das Ehepaar.

Stets widersprechen Herr und Frau v. A. Einander, liegen stets sich in den Haaren: Ein einziges Mal nur sagten Beide „Ja“, Und das bereu'n sie nun seit sieben Jahren.

2. Der Bratenbarbe.

Wo's gut zu essen giebt, steht man den Mann, Er toastet, wo's den Andern wird zu sauer; Er ist ein Dichter, Niemand zweifelt dran, Ein wirklicher und echter — Parnassauer.

3. Der Börstaner.

Der Mann war gestern noch ein Börsenkönig,
Heut soll er nicht zehn Thaler mehr besitzen;
Da sieht man's: Reichthum kann doch herzlich wenig,
Nicht mal vor Armuth kann er schützen!

4. Im Winkel der Herren.

„Sie wissen, Herr Banquier, der Lieutenant
hat Schulden halber sich den Tod gegeben?“
„Ist's wirklich wahr? Ich hab' ihn gut gekannt:
Da endet auch ein „Wechselreiches“ Leben!“
(Lustige Blätter).



Allerlei Humoristisches.

Das Doppelbild.

Privatier Kanzl hat sich und seinen Lieblingshund porträtiren lassen. Wie nun das Bild fertig ist, setzt er sich lange sinnend davor, endlich sagt er: „Hm, ganz gut — aber im Vertrauen — sagen Sie mir mal, welches bin denn ich und welches ist der Schnauz!“

Rechtfertigung.

Richter: Was veranlaßte Sie, auf den Portier des Hauses, der Ihnen doch gar nichts gethan hat, blind loszuschlagen?
Strolch: Ja, es stand doch an der Hausthür angeschlagen: Man bittet, tüchtig zu klopfen.

Ertappt.

„Wie, vor einer Woche erst sind Sie unserm Vegetarier-Club beigetreten und hier finde ich Sie, wie Sie Fleisch essen?“
„Aber nur von pflanzenfressenden Thieren!“

Gedankensplitter.

Die alten Griechen berechneten den Geldeswerth nach Talenten. Wir modernen Menschen taxiren die Talente nach ihrem Geldeswerth.

Ein Genußmensch.

Dame: Und was hat Ihnen in Madeira am besten gefallen?
Reisender: Kinderzunge!

Verfehlter Effect.

„Sie halten um die Hand meiner Tochter an; haben Sie sich auch die Sache richtig überlegt?“
Bewerber: „Hm, wenn Sie meinen — ich werd' mir's noch einmal überlegen.“

Kasernenhofblüthe.

Untersoffizier (bei der Richtung): Der dritte Mann vom rechten Flügel muß noch ein Haar vor. (Der Angeredete geht noch eine Kleinigkeit vor.)

Untersoffizier: Mensch, das ist doch zu viel, wenn ich sage ein Haar, so meine ich doch nicht gleich eine Sauborstle.

Seine Papiere.

Erster Commis: Nun, hat der Fabrikant Dich engagirt?
Zweiter Commis: Nein, und dabei hatte ich doch ein so gutes Impfszeugniß!

Malitiös.

Junger Fant: Was ist in dieser Dose?
Friseur: Das ist Bartwachs. Damit können Sie sich den Bart wachsen lassen, nachdem Sie sich ihn haben wachsen lassen.

Ueberflüssige Entrüstung.

„Sie haben ferner über mich geäußert, ich hätte das Pulver nicht erfunden.“
„Ja — haben Sie es denn erfunden?“

Malitiös.

Kritiker (zu einem reichen Componisten): „Sagen Sie, was kostet Sie jährlich Ihr Talent?“

Der Heirathsantrag durch die Expensnote

Junge Wittve: „Aber, Herr Doktor, in dieser einfachen Verlassenschaftsacte haben Sie mir eine so große Expensnote gemacht!“
Advokat: „Meine Gnädige, ich wollte Ihnen damit nur beweisen, was für ein einträgliches Geschäft ich habe und was für gute Partie ich bin!“

Ein arges Mißverständniß.

Junger Dichter: „Hier mein Gedicht; ist es verwendbar?“
Redakteur (einer Monatschrift): „Es geht. Na, ich denke, zwanzig Gulden wird nicht zu viel sein. Was?“
Dichter: „Das ist mehr, als ich erwartet habe.“
Redakteur: „Ja, billiger können wir es nicht abdrucken.“

Es war einmal...

„Bitte, Großpapa, erzähle mir was!“
„Also: Es war einmal, da die Menschen noch nicht geldgierig waren und die jungen Männer auch arme Mädchen heiratheten...“
„Aber, Großpapa, keine Märchen, ein wahre Geschichte!“

Eine sattelfeste Hausfrau.

„Ja, sagen Sie mal, Ihre Frau fährt den ganzen Tag Rad? Da kann sie doch nicht lochen?“
„Gott sei Dank! Nein.“

In der Zeit der Weihnachtsvorbereitungen.

Privatdozentin: „Meine Damen Zuhörerinnen, von heut ab gestatte ich Ihnen, während meiner Exkurse über die Philosophie Herakleitos des Dunklen Ihre Handarbeiten für den Weihnachtstisch anzufertigen.“

Beweis.

Der bekannte Humorist und Satiriker Saphir liebte es, in Gesellschaft die Leute durch seine oft eigenartigen Einfälle zu verblüffen. Einst sagte er bei Tafel: „Ich wette, daß ich Ihnen hier etwas zeige, was noch kein Auge gesehen hat und kein Mensch jemals wiedersehen wird. Wer hält die Wette?“ Als sich Jemand bereit erklärte, auf diese Wette, die auf fünfzig Gulden festgesetzt wurde, einzugehen, ergriff Saphir eine Nuß, zerbrückte die Schale und hielt den Kern derselben zwischen Daumen und Zeigefinger. „Nun, meine Herren“, sagte er dann, „ich meine, diesen Nußkern hat noch kein Auge gesehen und“ — den Kern aufessend — „es wird ihn auch Niemand wiedersehen.“ Saphir hatte natürlich seine Wette gewonnen.

Fribol.

Die „Volkszeitung“ theilt folgendes Zeitungsinferat mit: „Zu den Weihnachtsgeschenken, die für meine gewesene Braut bestimmt waren, suche ich, nachdem die Verlobung zurückgegangen, die Bekanntschaft einer hübschen, anständigen, jungen Dame, nicht ohn Vermögen, behufs Heirath.“

Probates Mittel.

Jungerverheiratheter Chemann: „... Ich möchte zu gern wissen, was meine Frau über mich denkt?“
Alter Herr: „Sagen Sie sich mal auf ihren neuen Hut, dann werden Sie's gleich erfahren!“

